

Die Felle Welt

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Am Abend, als Wilhelm Gut und Noth von der Wand in der Backstube langte und sich zum Ausgehen rüstete, sagte sie: „Ich hätte noch etwas zu reden mit Dir.“

Sie waren allein. Er machte ein verdrossenes Gesicht. „Was gibt es?“ murkte er.

„Sie reden von uns — in der Nachbarschaft,“ begann sie. „Ehre und guten Namen kann ich mir nicht nehmen lassen. Sieh zu, daß Du bis in drei Wochen jemand in das Haus bekommst. Länger kann ich nicht bleiben, keinen Tag länger. Es ist das letzte Mal, daß ich es sage.“

„Immer dasselbe,“ sagte er barsch und hoffte wie früher ihr auszuweichen.

Berena achtete nicht darauf. „Jemand für das Kind und jemand für den Laden muß nehmen,“ fuhr sie fort.

Er lachte nur kurz. „Und was noch?“ sagte er. „Meinst, ich schüttle mein Geld aus dem Kermel?“

Es war etwas Wahres daran. Er konnte sich die Ausgaben nicht leicht gestatten. Berena schwieg einen Augenblick. Derweilen hob Wilhelm das nicht mehr junge Gesicht und sah sie aus den mit schweren Schatten untermalten schläfrigen Augen forschend und gedankenvoll an. Mit der Hand strich er einmal durch das sich lichternde Haar.

„Es muß einen Weg geben,“ begann Berena wieder. Da begegnete sein Blick dem ihren. „Nah,“ murkte er verdrossen, „so laß uns heiraten zusammen.“

Sie fuhr zurück. Ihre Augen bligten zornig. Dann kam das Blut und färbte ihr ganzes Gesicht. Er sah es, und es rüttelte ihn auf. Er schien sich der Vergangenheit zu er-

innern. „Ich weiß schon noch,“ begann er stotternd. „Jetzt ist es anders, aber — — — ich meine es, Berena, sicher — ich bin Dir dankbar, wenn Du es tust.“

Seine Worte klangen jetzt dringend, fast ängstlich; aber Berena fühlte, daß er nur war wie ein Ertrinkender, der eben nach der Rettung greift, die sich just bietet. Dennoch brachte

auch die Angst noch im Ton. „Ich weiß es, daß ich Dir dankbar sein muß, wenn Du es tust, für das Kind und mich,“ fügte er hinzu.

„Was denkst?“ stieß sie jetzt hastig und verwirrt heraus.

„Ueberleg's!“ sagte er wieder. „Kannst mir morgen Bescheid sagen oder —“ Mit diesen Worten schob er sich langsam an ihr vorbei, der Tür zu.

„Gute Nacht!“ grüßte er dann plötzlich. Berena hörte, daß er aufatmete, als er auf die Schwelle trat und sie ihn nicht zurückrief. So ließ sie ihn gehen. Dann sammelte sie ihre Gedanken. Sie mußte ins Klare kommen, was geschehen sollte. Oben in der Stube der Base wollte sie sich alles zurechtlegen.

Es war ganz dunkel im Zimmer, als sie dieses erreichte. Der Kleine schlief. Berena setzte sich ans Fenster. Die Nacht hatte nicht einmal Sterne, so hing das Stück Himmel wie eine schwarze Decke über ihr. Einzig aus der Tiefe der Gasse herauf kam zuweilen ein roter Schein, der wie das Aufzucken einer Flamme über die jenseitige Hausnummer glitt. Unten brannte eine Laterne. Berena sah in das einförmige Schwarz des Himmels



Erzähler: Die offene Tür.

sie kein Wort heraus. Er ging hin und warf sich auf einen Stuhl. Schwer und gedrückt saß er da. Er war viel anders geworden gegen früher, noch breiter in den Schultern, aber aus dem Gesicht sah das böse Leben.

Berena besann sich immer. Sie mußte ihm „nein“ sagen und das Wort fiel ihr ein, und wenn sie sprechen wollte, würgte es sie.

Jetzt erhob sie sich wieder. „Ueberdenk's!“ sagte er mühsam wie vorher; aber immer klang

hinaus. Auch wenn es hell gewesen wäre, würde sie nichts gesehen haben, denn ihr Blick ging nach innen. Zu einem Entschluß mußte sie kommen!

Fort mußte sie! Und es ging doch nicht! Es schien ihr wider das Gewissen zu gehen! Und — was hatte er gesagt, der Wilhelm? — Heiraten zusammen!

Ihre Lippen zuckten. „Was für eine Freude Du haben kannst an dem Antrag, Be-

renal" sagte sie sich. Er nahm sich nicht die Mühe, zu verbergen, daß er sie aus Not nahm! Das war anders — Herrgott — anders war das, als sie vor Jahren einmal gemeint hatte, daß es kommen würde! — Aus Not! — Aber, das war es eben! Das ließ sich nicht mehr ausweisen, daß sie ihm nötig war, bitter nötig. Und feig war es, fortzulaufen, und selbstflüchtig! Sie stand auf. Es rang sich etwas los in ihr. Mit dem Rücken lehnte sie gegen das Fenster. Not tat sie ihm! Nun denn! So lange hatte sie schon ausgehalten! Warum nicht auch das noch tun! Aus Not! Aus seiner großen Not!

Berena Stadler sah heute sonderbar gealtert aus; es war noch nie so zutage getreten, daß ihre schlanke, biegsame Gestalt und ihr Gesicht hager geworden waren. Sie schien auch fast gewachsen. Ihre Stirn war nicht mehr glatt, es standen allerlei Striche darin und der Mund und das spitzer gewordene Kinn hatten etwas Hartes.

Zuerst sprach sie mit Wilhelm. Am Morgen schon, während sie mit dem Aufräumen der Stuben beschäftigt war und er einmal, in seinem mehlschweißen Arbeitsgewand, nur in Hemd und Hose und die Schürze umgebunden, heraufkam. „Du hast mir das Heiraten angetragen, gestern," begann sie.

Er war überrascht, schlürfte noch zwei Schritte in seinen zertretenen Pantoffeln und stand still. „Ja meine es auch," sagte er schwerfällig.

„Ich bin einverstanden," sagte sie laut und klar. „Unter einer Bedingung bin ich einverstanden."

„Ja?" sagte er in fragendem Ton, immer ein Unbehagen im Wesen.

„Aus den Vereinen mußt Du austreten."

Seine vornüberhängende Gestalt beugte sich noch mehr. Er trockte. Eine ganze Weile antwortete er nicht.

Berena stand frei und aufrecht, einen freundlichen Zug im Gesicht. Sie war sich bewußt, daß sie Meister über ihn war.

„Im Turnverein bleibe ich," brummelte er in kleinlichem Zänkerton, „dadrin bin ich gewesen seit meiner Konfirmation."

Sie war klug und wußte, daß sie den Vorgen nicht zu straff spannen durfte.

„Einmal in der Woche," sagte sie; „was Dir gut ist, will ich Dir gern gönnen."

Allmählich schien ihm aufzuleuchten, daß eine unangenehme Sache sich zu glätten beginne. Bleiben wollte sie, die Berena! Gut, daß sich das wieder gab! Seine Miene heiterte sich langsam auf. Er schlug einen scherzhaften Ton an: „Gut denn, so halten können wir's." Während des Sprechens noch merkte er, daß das Scherzen sich jetzt nicht paßte. Die Berena blickte zu ernsthaft. Er näherte sich ihr und streckte ihr schon die Hand hin. Sie hielt die seine fest. „Gelt, laß uns das Beste tun, daß es keines von uns reuen muß," sagte sie.

Er wand sich unter ihrem Blick und ihren Worten. „Ja, ja," murmelte er mit einer Hast, die zeigte, daß ihm das Sichdrücken lästig war. „Laß es uns bald in Ordnung machen," meinte er dann.

„Das Warten nützt nichts," gab sie, ihm ruhig in die Augen schauend, zu.

Wenige Wochen später war die Hochzeit, eine stille, wenig festliche. Es war kein einziger Gast dabei. Berena wollte es nicht und Wilhelm fügte sich. Er fügte sich manchmal, tat das schon all die Zeit her, seit sie sich ihm versprochen hatte. Aber es war kaum sein Verdienst; denn die Berena meisterte ihn, daß er mußte. Wenn sie in all den Jahren, die sie neben ihm im gleichen Hause verlebte, nichts über ihn vermocht hatte, so war das gewesen, weil sie selber

sich in keinem Recht wußte, ihm zu gebieten oder zu raten. Jetzt stand sie ihm näher und jetzt nahm sie alle Kraft und Klugheit zusammen, den noch zu leiten, der bisher über allerlei schlimme Seitenwege getaumelt war. Und während er, wie erstaunt über ihre stille Entschiedenheit, gleichsam nur halb wach, unwillkürlich tat, wie sie wollte, brachte sie ihn langsam in das rechte Geleise zurück.

Die ganzen Wochen her war er nicht ausgegangen, mit Ausnahme dessen, daß er an den Übungen des Turnvereins wöchentlich einmal teilnahm. Dabei merkte er kaum, daß er ein anderes Leben lebte. Berena hatte eine sonderbare Art, ihn das vergessen zu machen. Sie wußte ihn auf den Abend in die Wohnstube zu locken und verstand ihn dort festzuhalten. Sie spielte Karten mit ihm, las ihm vor, lehrte ihn sich mit dem Rinde beschäftigen und an ihm sich freuen; oft — und sie schmälte und quälte sich heimlich, daß sie dem kleinen Balthasar ein Leidens damit tue — hielt sie das Rind über Gebühr lange auf, nur um den Vater zu halten. Aber sie erreichte, was sie wollte: Wilhelm gab das böse Leben auf.

Für eine Zeitlang!

Ein Jahr lang tat es gut, äußerlich gut einmal. Eines wußte Berena damals schon: die heimliche Flasche konnte sie ihm nicht wegnehmen. Sie merkte es immer wieder, daß er in einem Schrank, in einer Ecke versteckt die böse Freundin stehen hatte. Er war schlau darin, verschlagen und ersinderisch; immer wieder, wenn sie ihm Vorstellungen machte, schien er ihr recht zu geben und immer wieder hinterging er sie. Da erkannte sie allmählich, daß die starke Hand, die sie ihm zu reichen meinte, doch zu spät kam; es gab Augenblicke, in denen sie sich selbst bitter anklagte darum, daß sie der Gilde, seiner ersten Frau, Schwäche vorgeworfen hatte, wenn sie jetzt sah, daß auch sie nicht wider seinen Leichtsinns aufkam. Und sie höhnte sich selbst: „Nah, siehst jetzt, was du vermagst!"

So war schon im ersten Jahre ihrer Ehe ein heimlicher, kaum ihnen selbst bewußter Kampf zwischen den beiden, obschon die Dienstleute und die Nachbarschaft rühmten: „Die hält ihn in Ordnung, den Waser, die junge Frau."

Das zweite Jahr kam, der Winter brachte eine stillere Zeit ins Geschäft, stiller als je früher; in der Nähe war eine neue Bäckerei entstanden. „Du mußt Dich wehren, Wilhelm," sagte Berena; „Du darfst Dir keinen Kunden wegnehmen lassen von dem neuen." Ihn aber packte der Aerger und lähmte ihm die Lust am Arbeiten. Eines Abends war er unversehens aus dem Hause gegangen und kam spät in der Nacht heim. „Wo bist Du gewesen?" fragte sie. „Im „Schwarzen Bären"! Das war eines seiner früheren Stammlokale."

Sie sah ihn scharf an und war sehr bleich. Er hielt ihren Blick nicht aus, gähnte, war wie im Dusel und warf sich aufs Sofa. „Wilhelm," sagte sie, „fange es nicht wieder an, das Leben! Ich sehe nicht ruhig zu."

Jetzt riß er die Augen auf. Ihr Ton war zitterig und weckte und packte ihn. Er sah, daß ihre ganze Gestalt bebte, ihre Fäuste geballt waren und eine große Entschlossenheit in ihrer Haltung lag. Er murrte etwas. „Nein — nein, ich gehe schon nicht mehr," verstand sie dann. Aber sie wußte beinahe, daß es nur der Anfang von Schlimmerem war.

Die ganze Woche freilich hielt er bei ihr still. Am Sonntag ging er wieder. Dann wieder und wieder. Berena stemmte sich dagegen. Sie behielt lange ihre Ruhe und feste Güte, die viel über ihn vermochten. Je mehr sie aber ihrer Macht über ihn verlustig ging, desto unruhiger wurde sie und manchmal brach ihr die Geduld, daß sie ihn schalt. Gegen herbe Worte trockte er und war nachher schlimmer als vor-

her. Berena wußte, daß es nicht mehr lang dauern konnte, bis auch andere wieder in das Elend hineinsahen, das ihr allmählich aufging. In dieser Not aber fielen Unruhe und Ungeduld, die vorübergehend an ihr gewesen, langsam wieder von ihr ab. Die Klarheit ihres Willens und ihrer Festigkeit wuchsen seltsam mit dem Elend, das in ihrer Ehe sich mehrte. Wacker und aufrecht stand sie und tat an dem ohnmächtigen Menschen, ihrem Mann, was ihr zu tun blieb.

Und dann kam der Tag, der alles wieder ausglich.

Wilhelm hatte seine gute Woche. Er war nie fort gewesen. Auch daheim hatte er klaren Kopf behalten, fleißig gearbeitet. Der Samstag kam, der Tag, an dem er abends immer noch zu den Turnübungen ging. Berena freilich wußte, daß sein Gang mehr der Schenke neben der Turnhalle denn dieser galt.

Am Vormittag schon sprach er davon, daß er abends ausgehen werde. Berena munterte ihn selbst auf dazu. Dann zeigte er eine sonderbare Unruhe den ganzen Tag, zweimal lief er aus der Backstube. Am Abend ertappte ihn Berena, wie er im dunkeln Hausflur stand und die Flasche zum Munde führte. Schon ehe er dann wegging, sah sie, daß ihm die Augen glänzten und das Gesicht glühte. „Nimm Dich in acht!" mahnte sie ihn, als er nach einer Weile zum Gehen sich anschickte.

Er schob einen scheuen Blick nach ihr. Dann fuhr ihm das Blut zu Kopf; er war zornig. „Nichts als nörgeln kannst," sagte er barsch und ging ohne Gruß hinweg.

Berena wußte nicht, warum eine Unruhe sie langsam überkam, als er gegangen war. Sie brachte den kleinen Balthasar zu Bett und tat ihr Tagwerk eifriger als sonst zu Ende, in eifrig, daß sie vor der Zeit damit fertig war und sich wunderte, wie früh es war, als sie sich mit einer Handarbeit an den Tisch setzte, um auf Wilhelm zu warten. (Schluß folgt.)

Zwei Sonette.

Ein sonnenwarmes Heute, dem gefellte
Rein kalter Morgen sich, schien einst das Jahr,
Das ganze Leben ihm, da wunderbar
Noch Jugendkraft den frohen Busen schwellte.

Ganz ging er auf im heitren Blumenfelde
Der Gegenwart. Sein Auge, das so klar
Für alles Schöne, alles Holde war,
Sah nie ein Wölklein dräum am Himmelszelt.

Und was des Herzens Stimme ihm befaß
— Rein, weich und lieblich waren ihre Laute —
Das tat er ohne grüblerische Wahl.

Ein Sonnenkind, das nur die Sonne schaute,
Das nie gekannt der Reue wilde Qual,
Nur Gutes tat und jedem Menschen traute!

Dann blies der Sturm und türmte Wolkenmassen
Zu Wetterburgen auf, so dicht und grau,
Daß auch kein Stückchen lichter Aetherblau
Mehr lachte ob den nachterfüllten Gassen.

Das Sonnenkind, vom Sonnenschein verlassen,
Gepackt vom Schicksal zornig, wild und rauh,
Sah sinken seines Glückes leichten Bau
Und wußte doch in Würde sich zu fassen.

War schwarz der Himmel auch, es sah ihn offen
Und drin der Zukunft junges Morgenrot,
Es lebte statt im Schauen jetzt im Hoffen.

Es träumte noch vom Glück in Schmach und Noth
Bis es, vom schwersten Unglückschlag getroffen
Trostlos zusammenbrach im Straßenlot.

R. Wagner.

Vor hundert Jahren.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

General Bnull, ein militärischer Theoretiker der alten Schule, hatte dem Zaren Alexander einen Operationsentwurf eingereicht, wie ihn Napoleon sich nicht besser wünschen konnte. Die erste russische Armee unter Barclay sollte auf ein besetztes Lager bei Drissa an der Dwina zurückgehen und sich dort zum Kampfe stellen, während die zweite Armee unter Bagration in Napoleons Flanke und Rücken zu operieren hätte. Bei Durchführung dieses Projekts wäre Napoleon zweifellos dazu gelangt, beide Armeen, die selbst zusammen bedeutend schwächer als seine „große Armee“ waren, einzeln zu vernichten. Indes wurden auf russischer Seite von einflussreichen Leuten, besonders auch durch General Barclay, gewichtige Zweifel laut, ob das Lager bei Drissa eine haltbare Position darstelle. Es wurde dann auch aufgegeben, und gleichzeitig bewirkte der russische Adel, daß der Zar aus dem Hauptquartier abgeschoben wurde. Barclay bestimmte nun eine Zeitlang den Gang der russischen Operationen, und zwar durchaus zweckmäßig, ohne daß aber seine taktische Taktik auf die Dauer den Beifall des Adels gefunden hätte. In der Erkenntnis, daß das getrennte Marschieren der beiden russischen Armeen nur zu ihrer Vernichtung durch die überlegenen Massen der großen Armee führen könne, suchte er sie zunächst zu vereinigen, was einen beträchtlichen Marsch nach rückwärts zur Voraussetzung hatte. Aber auch nach schließlich vollzogener Vereinigung, die zu hindern Napoleon trotz eiligen Nachrückens nicht gelang, hielt Barclay es noch nicht für angebracht, sich der großen Armee zur Entscheidungsschlacht zu stellen, sondern zog sich weiter und weiter ostwärts zurück im Hinblick darauf, daß das numerische Mißverhältnis zwischen beiden Heeren sich dabei immer mehr ausgleichen müsse. Bloß um Smolensk lieferte er den Franzosen Mitte August ein äußerst blutiges Rückzugsgefecht, ohne aber die ernste Absicht zu haben, ihnen das alte Nest auf Tod und Leben streitig zu machen, und so begann von neuem das verlustreiche Nachlaufen Napoleons hinter den Russen, obwohl unter diesen erst gezweifelt worden war, ob er nicht lieber in der Gegend von Smolensk bleiben und Podolien und Polhynien revolutionieren werde. Die Angst vor der Möglichkeit einer Erhebung der Leibeigenen zu Napoleons Gunsten erklärt neben der Besorgnis vor einem Nachgeben der Regierung auch wohl in erster Linie das heftige Mißvergnügen des Adels über Barclays andauerndes Zurückweichen ins Innere. In diesen Kreisen forderte man mit immer größerem Nachdruck, daß dem Feinde nicht noch mehr Terrain preisgegeben, sondern eine große Schlacht geliefert werde. Die Abneigung gegen Barclays Taktik ging in seinem Hauptquartier bis zur offenen Meuterei der Offiziere. Im großen und ganzen regte sich der Adel so mächtig, auch in Petersburg, daß sein Druck auf den Zaren schließlich energisch genug wurde, um diesen zur Ernennung eines Oberbefehlshabers nach der Wahl der Junker zu nötigen. Alexander war im höchsten Maße bestürzt über die Adelsrebellion, die sich auch gegen seine Hauptminister richtete, denen man die Absicht einer Unterwerfung unter Napoleon zutraute. Kutusow hieß der Erlorene des Adels, der nun an die Spitze des russischen Heeres trat und natürlich die erste Pflicht hatte, schleunigst zur Verteidigung der alten Hauptstadt Moskau eine Schlacht zu liefern. Bei Borodino stellte er sich am 7. September 1812 den Franzosen zum Kampf in sehr gut gewählter und stark verschanzter Stellung, die darauf berechnet war,

die taktische Ueberlegenheit der Franzosen möglichst auszugleichen. Der Zahl nach waren die beiden Heere jetzt ungefähr gleich stark. Die Streitkräfte Napoleons waren nun von einer Viertelmillion auf ungefähr die Hälfte zusammengeschrumpft, und das war auch etwa die Stärke Kutusows. Ein furchtbar mörderisches Ringen, besonders um den Besitz der sogenannten großen Schanze, entspann sich, so daß ein Augenzeuge die Schlacht bei Borodino sogar die blutigste seit Erfindung des Schießpulvers genannt hat. Schließlich fielen die Hauptpositionen und damit der Sieg Napoleon zu. „Napoleon,“ sagt ein polnischer Mitkämpfer, „hatte sein Ziel erreicht, aber um welchen Preis! Die große Schanze und ihre Umgebung bot einen Anblick, welcher das Schlimmste übertraf, was man sich vorstellen kann. Die Zugänge, die Gräben, das Innere des Werkes waren unter einem künstlichen Hügel von Toten und Sterbenden verschwunden, die durchschnittlich sechs bis acht Mann hoch aufeinander lagen.“ So schwer aber auch die französischen Verluste waren, hatten die Russen trotz ihrer Verteidigungsstellungen noch weit größere Einbuße gehabt — ein schlagender Beweis für die Ueberlegenheit der revolutionären Taktik. Während die Franzosen höchstens 25 000 Tote und Verwundete zählten, hatten die Russen deren etwa 50 000 zu verzeichnen. Das Schicksal der Verwundeten war bei ganz unzureichenden Vorkehrungen schauerlich. Von russischer Seite waren ungefähr 10 000 in dem unweit des Schlachtfeldes gelegenen Orte Moschaisk untergebracht worden. Als nun Kutusow den Rückzug antrat, fiel dieser Ort in die Hände der Franzosen, die mit ihren Verwundeten nicht zu bleiben wußten und nun einfach auf die Art Platz schafften, daß die unglücklichen Russen ohne Umstände hinausgeworfen wurden.

Noch entsetzlicher war das Schicksal der Massen von russischen Kranken und Verwundeten, die nach Moskau geschafft worden waren. Alle Welt erwartete, daß Kutusow noch eine Schlacht zur Verteidigung der alten Hauptstadt liefern würde. Das hätte aber den Rest des Heeres der Vernichtung preisgeben heißen, und so befolgte nun auch, trotz aller Proteste, Kutusow die Rückzugstaktik seines Vorgängers und wich südwärts von Moskau zurück unter Preisgabe der Hauptstadt. Am 14. September zogen die Franzosen unter dem Gesang der Marschallaise ein. Moskau war eine große Enttäuschung für sie. Die Bevölkerung hatte zu neun Zehnteln die Stadt verlassen. Kaum waren die Franzosen angelangt, so begann es an zahlreichen Stellen zu brennen. Immer mehr griff die Feuerbrunst um sich, und nach einigen Tagen war der größte Teil der Stadt zerstört, wobei einige 25 000 russische Kranke und Verwundete bei lebendigem Leibe verbrannten. Russischerseits suchte man die Verantwortung für die Katastrophe den Franzosen zuzuschreiben, um das Volk gegen sie zu erbittern. Aber es liegt auf der Hand, daß für die Franzosen der Brand von Moskau ein furchtbar harter Schlag war, der ihnen eben von seiten ihrer Gegner beigebracht worden ist. Der Gouverneur von Moskau, Kostoptschin, ein überfirnishter Barbar, der sich rühmte, ein Abkömmling Dschingischans zu sein, hat nachgewiesenermaßen schon vor dem Einzug der Franzosen die Absicht ausgesprochen, schlimmstenfalls die Stadt niederzubrennen. Er hat dann bei der Räumung sämtliche Feuerlöschgeräte mitzunehmen befohlen und die schlimmsten Verbrecher auf die Stadt losgelassen, von denen hernach manche von den Franzosen beim Brandstiften erwischt wurden. Danach kann in bezug auf die Urheberchaft der Katastrophe wohl kein vernünftiger Zweifel obwalten. Die Räumung und Niederbrennung Moskaus wird Napoleon wohl

eine Ahnung haben aufgehen lassen, daß diese Stadt keineswegs das sei, wofür er sie gehalten, das Herz Rußlands. „Allmählich begreift er,“ sagt ein englischer Geschichtsschreiber richtig, „daß dieser primitiv organisierte Staat überhaupt kein Herz habe, daß sein fast gestaltloses Leben sich über Tausende von Dorfgemeinden verbreite, welche, weit getrennt von Moskau oder Petersburg, ihr Dasein fristeten, und daß sein Marsch nach der alten Hauptstadt kaum etwas anderes als ein gegen einen Leich geführter Schwertschlag war.“ Wenn aber auch Napoleons Illusionen in Moskau allmählich zerflatterten, so hielt sich doch zu seinem und seiner Sache Unglück allzulange seine festgewurzelte Einbildung, daß sein Einfluß auf den Zaren wiederkommen werde. In Moskau hielt er den Moment zu Friedensverhandlungen für gekommen, wobei als Köder für Alexander die Preisgabe von Konstantinopel und Polen gedacht war. Die Spekulation auf Alexanders schwankenden Charakter hätte auch wohl nicht getrogen. Wir wissen, daß er, durch den Verlust Moskaus ins Klare gelangt über Kutusows erlogene Siegesbotschaft von Borodino, außerordentlich deprimiert und Friedenssprecher in seiner Umgebung zugänglich war. Aber Napoleon überschätzte die Macht des Zaren. Dieser konnte tatsächlich gar nicht wagen, mit Napoleon Frieden zu schließen, weil das russische Junkertum mit einer neuen Palastrevolution dazwischen gefahren wäre. Ganz richtig erklärt ein älterer deutscher Geschichtsschreiber des Feldzuges von 1812 es für zweifellos, „daß dieser Adel, geschah seiner Kriegsmut kein Genügen, zu den Flammen der Hauptstadt auch noch das Blut des Kaisers gefügt haben würde.“ So bestand russischerseits, indem die Anknüpfungsversuche Napoleons nicht ohne weiteres zurückgewiesen wurden, nur die Absicht, ihn zu Moskau mit leeren Friedenshoffnungen hinzuhalten, von anderen Maßnahmen abzuhalten. Napoleon dachte in dieser Zeit auch daran, die Leibeigenen zur Freiheit aufzurufen, ohne indes Ernst zu machen. Welche Angst unter den herrschenden Kreisen Rußlands in dieser Hinsicht herrschte, zeigt mehr als eine Kundgebung von 1812, zum Beispiel eine Stelle aus einem Moskauer Maueranschlag Kostoptschins: „Es gibt Leute, welche glauben, daß Napoleon zu unserem Heil kommt, während er nur darauf sinnt, uns das Fell über die Ohren zu ziehen.“ Das letztere wurde im Herbst 1812 wohl schon so allgemein angenommen, daß auch Bauernbefreiungsproklamationen Napoleons keinen erheblichen Eindruck mehr hätten machen können.

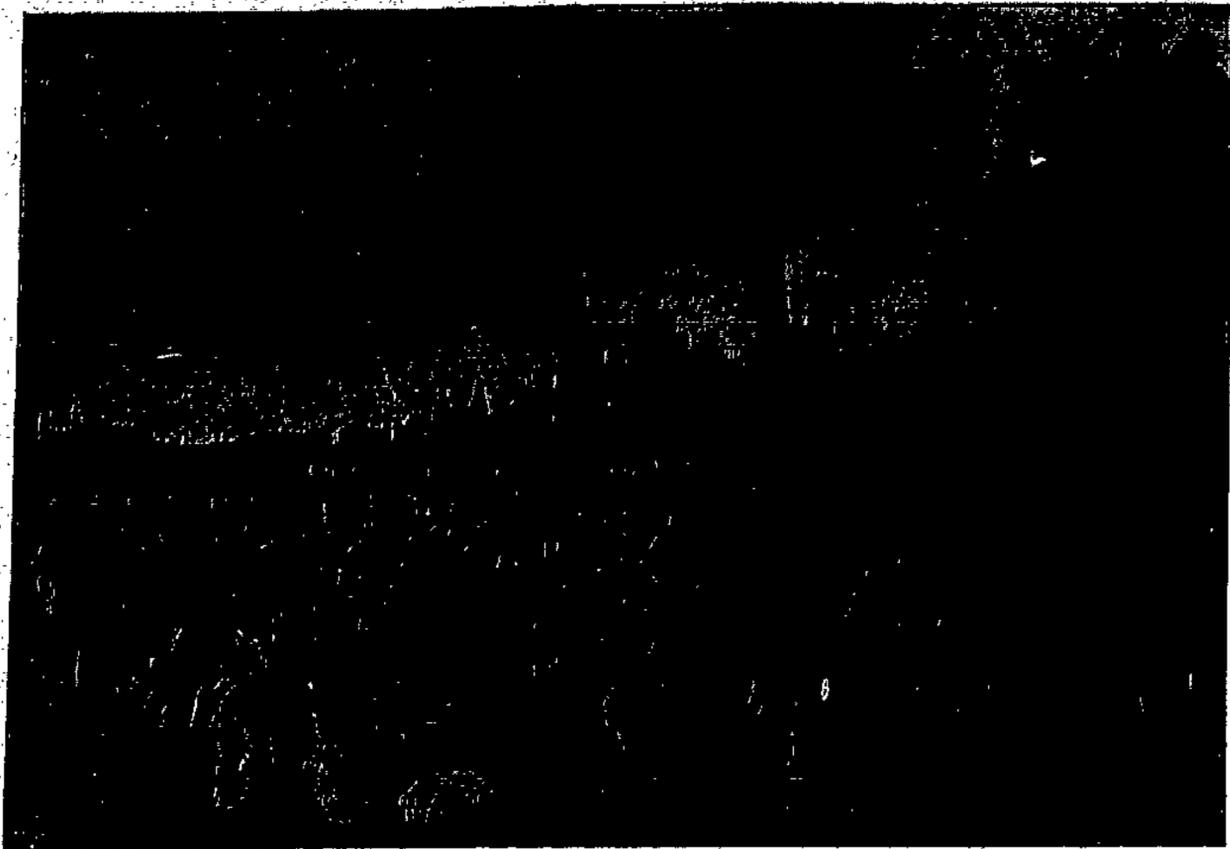
Ohne in dieser oder einer anderen Richtung etwas Entscheidendes zu versuchen, sah Napoleon bis nach Mitte Oktober in Moskau. Da ging ihm ein Licht auf, daß kein Friede zu erwarten und die größte Gefahr im Verzuge sei wegen Annäherung des russischen Winters. Ihn mit den geschwächten Kräften in Moskau zu verbringen, erschien unmöglich wegen ungenügender Lebensmittelvorräte und fehlender Sicherheit gegen den Feind, der sich täglich verstärkte. So ward denn am 19. Oktober 1812 der Rückzug angetreten, zunächst südwärts mit der Absicht, noch nicht vom Kriege mitgenommene südlichere Gouvernements zu passieren, und dem Neben Zweck, die russischen Militärfabriken in Tula und Kaluga zu zerstören. Bei Malojarslawez aber stieß man auf Kutusow, der zwar ein Stück zurückgeworfen wurde, aber so hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, daß an einen Durchbruch in dieser Richtung nicht zu denken war. Demgemäß entschloß man sich zum Rückzug auf der Linie des Hinmarsches. Schon der Umstand, daß die Route durch völlig verwüstete und ausgefogene Gegenden ging, mußte in ständig zunehmendem Maße die Auflösung des französi-

schon Heeres herbeiführen. Dazu kamen aber weiter seit Anfang November die Unbilden winterlicher Witterung, Schneestürme und heftige Kälte. Und schließlich tauchten nun auch, als das Heer unter Hunger und Kälte fürchtbar zu leiden begann, die Russen auf und setzten den Franzosen zu, die nun rasch in solche Verfassung kamen, daß auch die Kosaken aufhörten, verächtliche Gegner zu sein. Ein mit beängstigender Schnelligkeit steigender Prozentsatz der großen Armee bestand bald aus waffenlosen Nachzügeln. Freilich genügte der kampffähige geschlossene Teil immer noch, die Angriffe des Feindes zurückzuschlagen. Aber dieser griff schon massenhaft Leute auf, die bloß noch mühsam gegen Hunger und Kälte ankämpften, ohne sich um andere Feinde zu kümmern. Das Los der Gefangenen war noch schrecklicher als das der Tausende, die das Heer erschöpft und erfroren hinter sich ließ. Denn die Russen, sowohl Soldaten als Landleute, sprangen in der denkbar unbarmherzigsten Weise mit den Unglücklichen um, die ihnen in die Hände fielen. Bei der moskowitzischen Soldateska war lange Zeit allgemeine Praxis, die Gefangenen splinternacht auszuziehen und so in die Kälte zu jagen, der sie naturgemäß in kurzer Zeit zum Opfer fielen. Noch schlimmer ging es den Vertusten, die von den Bauern gefangen und dann ums Leben gebracht wurden, vielfach in der kannibalischsten

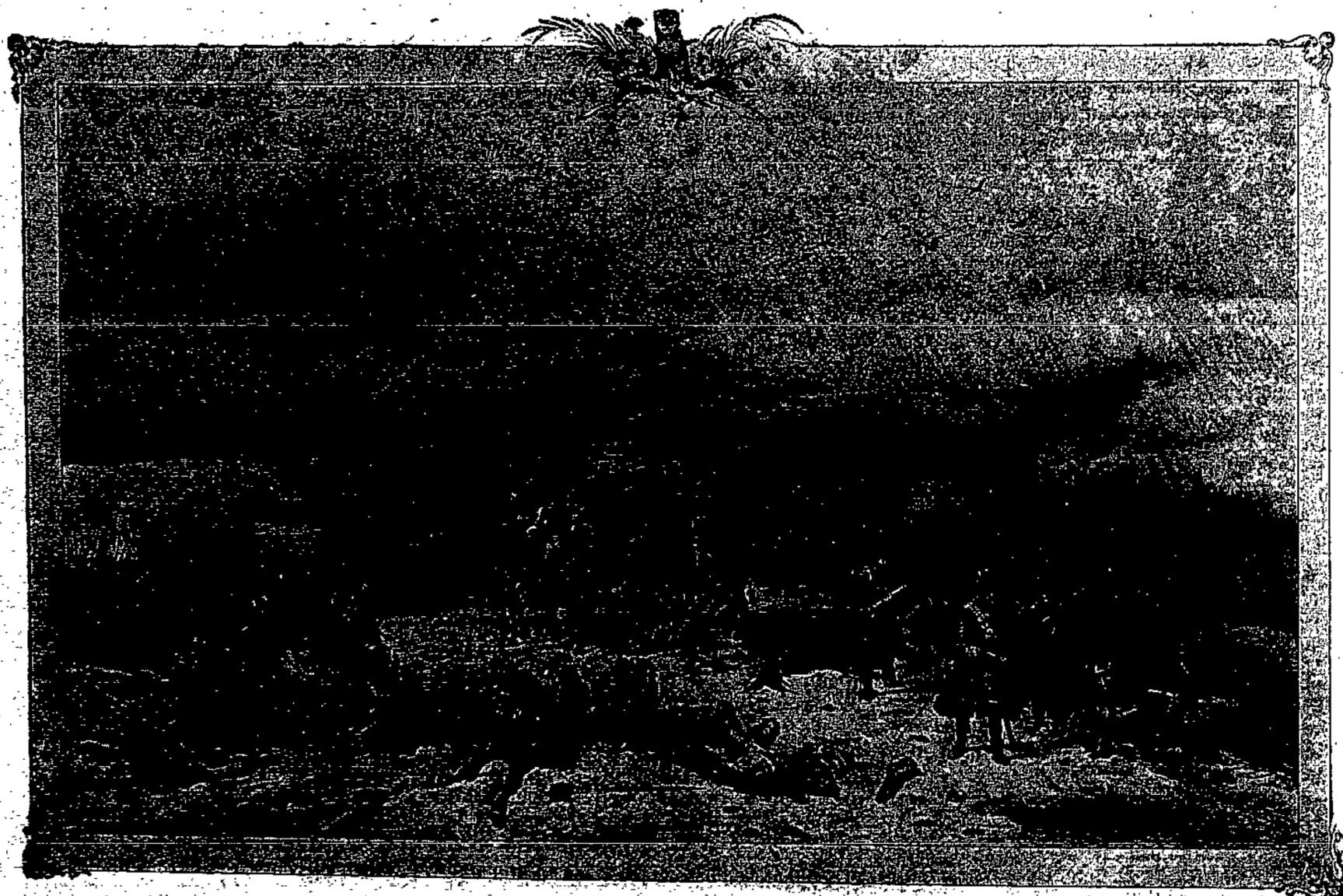
Weise. Vuchstäblicher Kannibalismus allerdings würde des öfteren, nach den Berichten des britischen Generals Wilson, der englischer Militärbevollmächtigter im russischen Hauptquartier war, von Franzosen selber an Landsleuten geübt, die am Sitwafeuer gestorben und von den Flammen angeröstet waren. Auch war es gang und gäbe, zusammenbrechenden Kameraden ohne weiteres die Lumpen vom Leibe zu reißen, weil sie ja doch verloren seien. So machte sich auch in bezug auf etwa zu Händen kommende Lebensmittel der Egoismus in der brutalsten Weise geltend. Von geregelter Verpflegung war jetzt natürlich gar keine Rede mehr. Den massenhaft verendenden Pferden wurde schleunigst das Fleisch von den Knochen geschält und roh oder

sie gleichzeitig auch von rückwärts herandrängten. Die Brücken über den Fluß hatten sie zerstört. Es gelang nun freilich den französischen Pionieren, unter den größten Schwierigkeiten ein paar Notbrücken zu schlagen. Es gelang auch den französischen Truppen, den Feind zurückzuwerfen, aber nicht so weit, daß nicht zeitweilig die russischen Kanonentugeln unter die übergehenden Franzosen geschlagen wären. Die geordneten Truppenkörper kamen noch einigermaßen hinüber. Dagegen brach unter den Nachzügeln die schrecklichste Panik aus. Wie hier alles auf die Brücken zudrängte, entspann sich der denkbar scheußlichste Kampf ums Dasein. Ungezählte Tausende sind an dieser Stelle zugrunde gegangen. Und immer noch war der

halbgar verschlungen. In Smolensk erst wurden die Borräte erwartet, die der nun schon auf zirka 55 000 Mann zusammengeschnittenen Armee erlauben würden, sich zu kräftigen. Aber es zeigte sich, daß Smolensk kein Zufluchtsort war. Das Vorhandene wurde von den zuerst Eindringenden mit solcher blinden Eifer geplündert, daß es massenhaft zugrunde ging. Unter dem ständigen Nachdrängen der Russen mußte der Unglückszug schleunigst weitergehen. Zusehend schmolz das dem Untergang geweihte Heer zusammen. Bismlich das Fürchterlichste brach an der Beresina über die Vertusten herein. Hier hatten die Russen den Weg verlegt, während



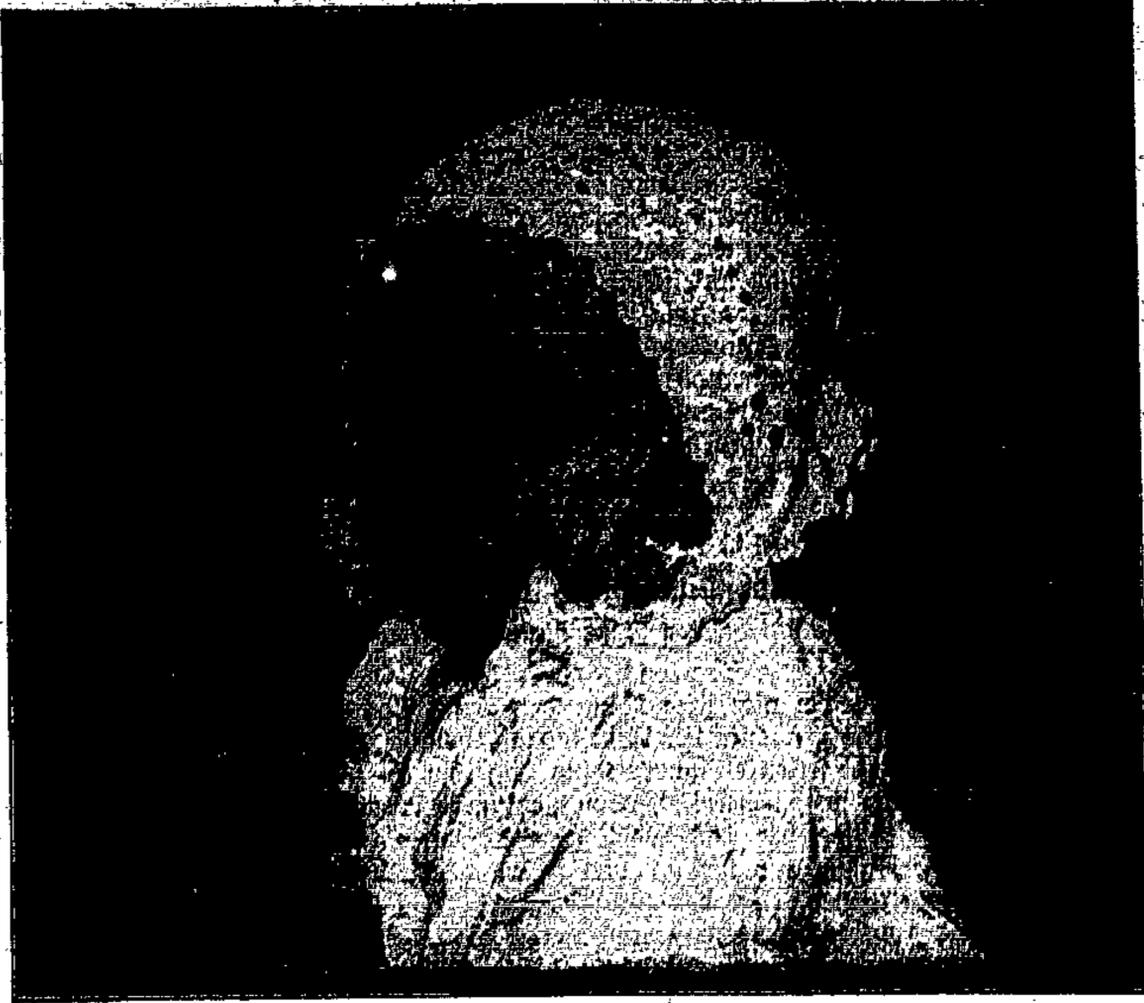
Der Brand von Moskau. Nach einem gleichzeitigen farbigen Kupferstich.



Rückzug der Großen Armee. Nach einer Lithographie von Adam.

Leidensweg der Ueberlebenden und Entkommenen nicht zu Ende. Wilna in Litauen bot keine Stätte, sondern mußte gleich wieder geräumt werden unter Zurücklassung vieler Tausende von Kranken und Verwundeten, die fast alle kläglich zugrunde gingen. Der Engländer Wilson entwirft von den Verhältnissen, die er hier vorfand, ein grauerregendes Bild: „Das St. Wasilushospital bot den schrecklichsten und schrecklichsten Anblick dar. 7500 Leichen waren in den Gängen wie Meismulden übereinander geschichtet; auch in allen anderen Räumen lagen solche herum, und die zerbrochenen Fenster und die Löcher in den Mauern waren mit Füßen, Beinen, Armen, Händen, Mümpfen und Köpfen, wie sie in die Oeffnungen paßten, zugestopft, um die kalte Luft von den noch Lebenden fernzuhalten. Das Faulen des tauenden Fleisches, wo die Teile sich berührten und der Prozeß der Zersetzung vor sich ging, verbreitete ringsum einen leichenhaften Gestank.“

Mit dieser Schreckenszene möge hier die furchtbare Tragödie des Rückzugs von Moskau schließen und nur noch das Fazit gezogen werden, daß von der „großen Armee“ bloß einige 20 000 Mann über den Niemen zurückkamen. Man könnte sich eigentlich wundern, daß überhaupt noch ein Rest entran. General Wilson behauptet, daß die militärische Energie der Russen durch politische Ermüdigungen geschwächt gewesen sei. Das Drängen des Engländers auf verstärkten Nachdruck erschien dem alten Kutusow nicht ganz uneigennützig. Der Russe sprach seinen Zweifel aus, ob die gänzliche Vernichtung Napoleons und seines Heeres eine solche Wohltat für die Welt sein würde: „Seine Nachlässigkeit würde nicht an Rußland oder eine der anderen Kontinentalmächte fallen, sondern an die Macht, die bereits die See beherrscht und deren Herrschaft dann unerträglich werden würde.“ Wilson berichtet auch eine merkwürdige Aeußerung des Zaren, der ihn fragte, ob er und General Cathcart, der englische Gesandte in Petersburg, nicht Befehl hätten, alle Fabriken anzuzünden, sobald man nach Deutschland hereinkomme. Es ist also schon möglich, daß Kutusow nicht den letzten Mann hat daran setzen wollen, um England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die Russen unter der Kälte litten. Sonst hätte es geschehen können, daß Napoleon selber in ihre Hände gefallen wäre. Er hatte bald nach dem

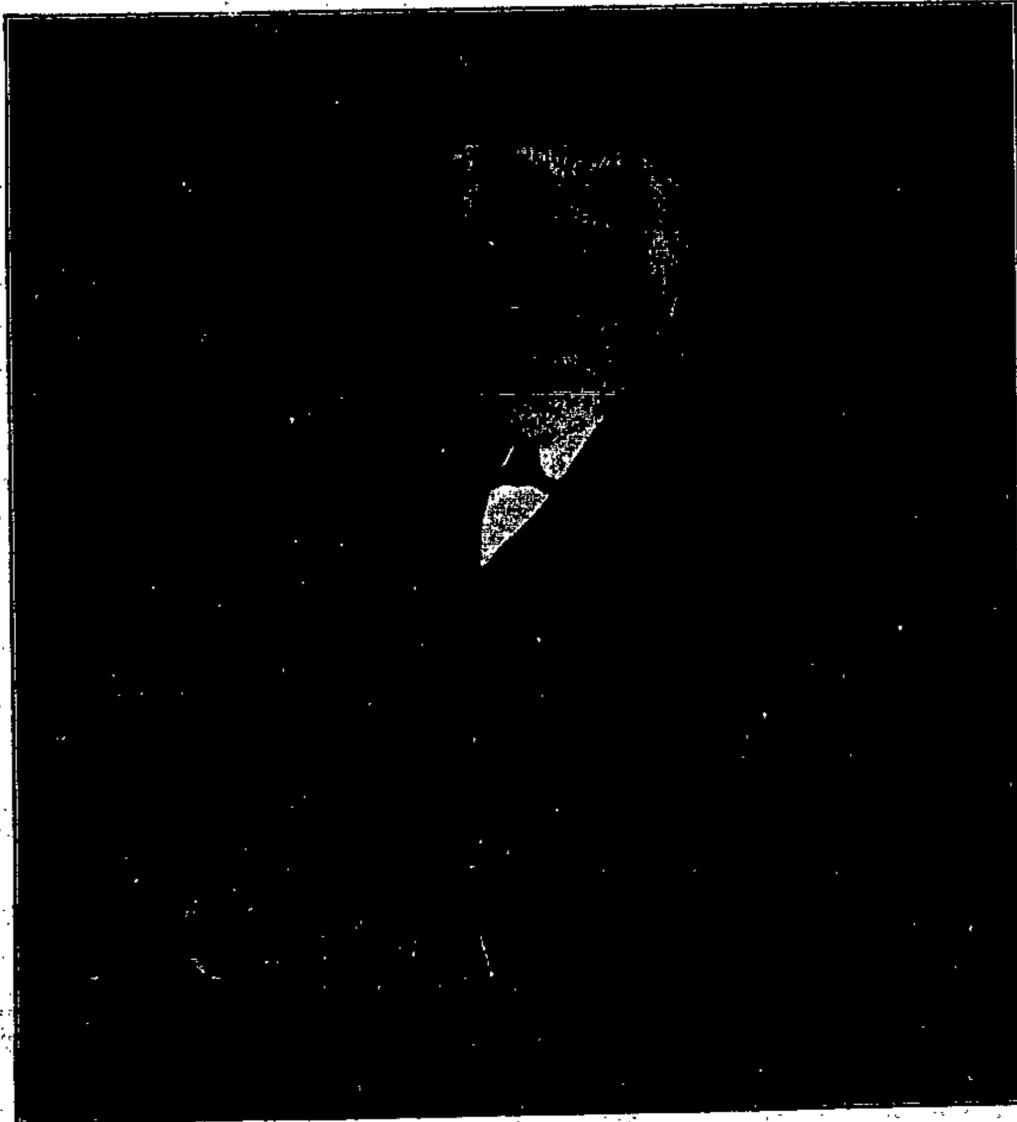


Tronnier: Kinderbildnis.

Uebergang über die Beresina das Heer verlassen. Einige Tage nach diesen Schreckenstagen hatte er sich, in Molodetschno angelangt, am 8. Dezember entschlossen, nach langem Stillschweigen wieder einen offiziellen Bericht herauszubringen, das berühmte 29. Bulletin, das nun notwendig den Schleier einigermaßen lüftete, der bisher über den Schicksalen der großen Armee gelegen hatte. Freilich sagte der Kaiser keineswegs die volle Wahrheit, sondern suchte das Schlimmste so gut wie möglich zu verhüllen, so daß naive Leser an die Fortexistenz des Kerns der großen

Armee glauben mußten. Indes ist bei Napoleons Lage außerordentlich erklärlich, daß er nicht mit dürren Worten die furchtbare Wahrheit eingestand, etwa in der Art, wie der Oberst Despes in einem Schreiben an König Joseph, das kurze Zeit nach Molodetschno die Tatsachen in den lakonischen Worten zusammenfaßt: „Die Armee ist tot.“ Daß Napoleon dies nicht aller Welt kundtun konnte, liegt bei seiner Situation auf der Hand. Hatte er doch zwischen sich und Frankreich noch ganz Deutschland, wo mit einem Aufstande zu rechnen war. Also aus dem Schönfärbereien seines 29. Bulletins ist dem Kaiser kein erheblicher Vorwurf zu machen. Dagegen macht einen höchst widerlichen Eindruck eine Stelle in dem Bulletin, wo es nach einer Schilderung der Situation gegen Mitte November heißt: „Menschen, welche die Natur nicht genugsam ge-

stählt hatte, um über alle Wechsel des Schicksals und des Glücks erhaben zu sein, verloren ihren Frohsinn und ihre gute Laune und träumten von nichts als von Katastrophen; die, welche sie allem überlegen schuf, bewahrten ihren Frohsinn und ihr gewöhnliches Wesen und erblickten einen neuen Ruhm in den neuen Schwierigkeiten, die die sie zu überwinden hatten.“ Das mutet wie eine zynische Verhöhnung alles Jammers der großen Armee an und wirkt um so empörender, als Napoleon persönlich von dem Elend des Rückzuges nicht allzuviel zu kosten bekommen hatte. Anders verhält es sich mit dem gewöhnlich als besonders abstoßend bezeichneten Schluß des 29. Bulletins, der an die ganze Unglücksitanei die Bemerkung anhängt, die Gesundheit Sr. Majestät sei nie besser gewesen. Der darin scheinbar liegende unüberbietbare Egoismus zeigt sich in wesentlich milderem Lichte, wenn man den Zusammenhang berücksichtigt, aus dem sich diese Konstatierung erklärt. Napoleon hielt es für notwendig, festzustellen, daß er lebe und wohllauf sei, weil das Gerücht von seinem Tode schon ausgebreitet worden war, um in Paris eine Umwälzung herbeizuführen. Dieser Revolutionsversuch von 1812 gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des Jahres. Im Oktober, als auf die Kunde von der Besetzung Moskaus Stillschweigen folgte, hatten sich in Paris schon Gerüchte verbreitet, daß das Heer geschlagen, der Kaiser krank oder gar tot sei. In dieser Situation kam nun ein verwegener Republikaner auf die Idee, gleichzeitig den Kaiser totzulügen und das Kaiserreich totzumachen. Der Vater des kühnen Planes, auf dem Wege



Tronnier: August Bebel.

eines Putzsches den Herrn Europas zu stützen, war ein General namens Malet, der seiner republikanischen Gesinnungen halber aus dem Dienste entlassen und seiner angeblichen revolutionären Verbindungen wegen seit Jahren gefangen gesetzt war. Es war ihm im Oktober gelungen, seine Ueberführung aus dem Pariser Gefängnis La Force in ein Krankenhaus zu bewirken. Von da gelangte er durch ein Fenster in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober ins Freie und in die Freiheit. Demnächst erschien er in Generaluniform in La Force und bewirkte durch Vorzeigung gefälschter Befehle die Freilassung zweier Gesinnungsgenossen, der Generale Laborie und Guidal. Nachdem er so für die ersten Kampfgenossen und Unterführer gesorgt hatte, ging er darauf aus, eine bewaffnete Macht zu seiner Verflügung zu bekommen. Zu dem Zwecke begab er sich mit seinen Gefährten in die Kaserne der 10. Kohorte der Nationalgarde, ließ diese Truppe alarmieren und teilte ihr mit, daß der Kaiser gestorben sei und daß der Senat die Einsetzung einer provisorischen Regierung beschlossen habe; als Beleg hierfür brachte er das angebliche Senatsdekret zum Vorschein, das er natürlich selber fabriziert hatte. Unter den Soldaten aber regte sich nicht der geringste Zweifel und auch kein Gedanke daran, daß Napoleons Sohn, der König von Rom, als Nachfolger in Betracht kommen könnte. Vielmehr waren sie alle zufrieden, unter dem Kommando der drei Generale als Stützen einer republikanischen Regierung zu dienen.

Sie konnten also zur Lösung der nächsten Aufgabe verwandt werden, die darin bestand, die obersten Machthaber in Paris aufzuheben. In diese Aufgabe teilten sich die drei Generale mit ihren Truppen. Malets Kameraden hatten auch über alles Erwarten Erfolg. Der gefürchtete Minister Savary war gefangen, ehe er sich's versah, und nach La Force unterwegs. Nicht viel besser ging es dem Seinepräfecten, der sich so vollständig überraschen ließ, daß er keinen Moment an der Wahrheit der Todesbotschaft und an der Echtheit des Senatsdekrets zweifelte, auch nicht daran dachte, dem Kaiserthum treu zu bleiben, sondern gleich einen Saal zur Aufnahme der provisorischen Regierung herzurichten befahl. Derweil war Malet selbst nach der Kommandantur geeilt und hatte dort den hartnäckigen Zweifel des Generals Gullin durch einen Pistolenschuß zum Schweigen gebracht. Wie aber der Handstreich nun im besten Gelingen schien, wurde durch einen Gegenhandstreich alles im Augenblick vereitelt. Ein Offizier, der nicht so leicht zu verblüffen war wie mancher Höhergestellte, kam hinzu, als eben der General Gullin niedergestreckt worden war, und nahm Malet, ohne sich erst auf Auseinandersetzungen einzulassen, fest. Da es ihm gleichzeitig gelang, den Truppen klarzumachen, daß Malet ihnen etwas vorspiegeln, ließen sie ihn im Stich, und so fiel im Nu die ganze Schilderhebung in sich zusammen wie eine Seifenblase. Die hohen Behörden suchten dann natürlich, was sie versäumt hatten, durch doppelten Eifer in der Abhandlung des Putzsches wieder gutzumachen. Das Kriegsgericht funktionierte mit großer Promptheit, und ehe der Monat Oktober zu Ende war, wurden die drei republikanischen Generale nebst elf anderen Teilnehmern am Putzsch auf dem Wege standrechtlicher Erschießung hingerichtet. Damit waren wohl die Verschwörer abgetan, aber doch nicht der üble Eindruck zu verwischen, daß das System keineswegs auf übermäßig festen Füßen stand.

So hatte Napoleon allen Grund, sich mit der Rückkehr nach Paris zu spüten, und man kann füglich nicht von Desertion sprechen, wenn er die Armee verließ, um so mehr, als er ja nun

auch ernstlich mit einer Vermehrung seiner Gegner durch eine Erhebung in Deutschland rechnen mußte. Der erste Schritt hierzu geschah ja noch im Jahre 1812, am Tage vor Silvester, durch die Laurroggener Konvention des preussischen Generals Jörd mit den Russen. Derweil war Napoleon schon in Paris angelangt und hatte stummen Gehorsam gefunden, so daß er an einen neuen Waffengang denken konnte. Aber Kampfplatz und selbst Kampfobjekt waren schon wieder andere wie im Jahre 1812. Das Duell zwischen Frankreich und England, das Schicksal des Kontinentalsystems war im Grunde schon durch die Ereignisse entschieden, die nun hundert Jahre zurückliegen. —

Vollsbichtung und Volksbildung.

Von Franz Diederich.

Der alte feste Name des Hans Sachs lebt auch in der Arbeiterklasse von heute. Gar nicht selten ereignet es sich, daß ihm an Festen, die sie sich bereitet, vom Podium oder von der Bühne her das Wort gegeben wird. Einem Dichter also, den gut vier Jahrhunderte von uns trennen. Ist das nicht seltsam? Ein Dichter, der einer ganz anderen Zeitepoche angehört, ist ein begehrter Helfer zu festlicher Freude für Menschen, die kein größeres Verlangen kennen, als mit Herz und Hirn ganz ihrer Gegenwart zu gehören. Aber dies Zusammentreffen ist weder Zufall noch Pose. Eine innere Beziehung ist vorhanden, und recht besehen, steckt in dem Zusammentreffen so etwas wie ein Symbol. Sehnsucht nach kräftig-derber Art in Wurzel und Stamm spricht sich darin aus. Was vor Jahrhunderten in Stunden ruhigen Lebensglücks, in Zeiten trotzigen Kampfs gereimt und gesungen wurde, das kommt wie etwas Gegenwärtiges von unserem Fleisch und Blut zu uns her, hat sein Wesen als geschichtliche, bloß buchlebendige Reliquie abgetan und will vor Arbeitern wieder nichts sein, als was es einmal war: in den Tag hinein klingende und kitzelnde Volksdichtung. Da aber zeigt sich, daß in der Volksdichtung von jeher volksbildnerische Elemente geborgen lagen. Volksdichtung und Volksbildung gehören in der That geschwisterlich nahe zusammen, sie sind enge Blutsverwandte. Wo die eine geehrt und gepflegt wird, ist auch die andere geliebt, und wo die Volksbildung gedeiht, muß wohl auch die Volksdichtung zu Kräften kommen. Der Wille zur Kultur, der die eine vorwärts treibt, hilft auch der anderen zum Leben.

Wir hören Gedichte von Hans Sachs, dem Nürnberger Handwerksmeister der Reformationszeit, und geben uns von der ersten Zeile ab willig hin. Wir horchen auf, schreiten mit im Wandern der Feilen und fühlen eine Frische an uns herantreten, in uns aufsteigen, wie auf einem unbeschwerten sonntäglichen Morgengang ins Freie. Derb und urwüchsig wächst es auf, mit einer Wirklichkeitslust, die keinen Grassalm unbeobachtet läßt. Gewiß, zuweilen scheint diese Lust gar zu gewissenhaft am kleinen Tausenderlei festzuhängen, gar zu sehr für uns, die wir ungeduldig zu den großen einigenden Zielen vorwärts wollen, um viel mit einem Strich und Wort zu umfassen. Aber trotzdem, es hält uns fest, es hat einen Farbton, der aus dem Herzgrunde menschlichen Wesens heraufquillt. Dieser Ton, der ist es. Wir nennen ihn Natur, Natürlichkeit. Er will nichts anderes scheinen, als er wirklich ist. Er will nicht wirken mit erborgten Kräften. Ihm ist es gegeben, auf der eigenen Kraft zu beruhen, sie ganz zu geben und auch — das ist das Wichtigste — sie an allem zu erproben, was ihm begegnet. Das ist die Pflicht jeder Kraft, ist der einzige Schutz vor dem Ein-

rosten, die einzige Möglichkeit, die Kraft zu entfalten. Wir wissen es alle und kämpfen darum, der Kraft jedes einzelnen den Weg freizumachen, daß sie sich betätigen kann, wie sie möchte, sich und der Gesellschaft zum Heile, der engeren und der weiteren, jeder nach dem Umfang und der Anlage seiner Kraft. Wo das Ziel erreicht ist, dürfen wir auf ein Spritzen freudiger Frische hoffen, einer Frische, wie wir sie im Wesen von Hans Sachs verspüren. Goethe, der junge Goethe, ist von dieser Frische wie von einer Offenbarung berührt worden. Sein Hymnus auf den Nürnberger Meister — Hans Sachsens poetische Sendung — wirkt unverwehrt durch bald anderthalb Jahrhunderte zu uns herauf und wirkt wohl hoffentlich noch eine lange Zeit hinaus weiter, als eine Mahnung an das Volk. Das Gedicht, das die „Neue Welt“ schon früher einmal abdruckte, ist bekannt. Der Name des Meisters Hans Sachs steht darin für eine Sache, meint eben die Volksdichtung, der Frau Natur die Sinne lenkt, das Leben zu schauen und wiederzugeben. Denn Goethes Gedicht ist aufgelodert aus einem jungen übervollen Herzen, das in seine Zeit hinauszureden wollte. Kampfgeist steckt dahinter; ein Beispiel ist es, das ein Kämpfer gibt, um zu zeigen, wo hinaus der Weg freigebrochen werden muß. Und damit wies Goethe den Weg so, wie ihn immer wieder das Leben der deutschen Dichtung genommen hat. Die alte Volksdichtung ist ein Jungbrunnen, dessen Kraft unverfälscht gewesen ist bis heute herauf. Immer, wenn unsere Kultur neue Kräfte regte, hat auch er sich aufgetan. So ist es auch in unserer Gegenwart, und nichts anderes spricht sich darin aus als das Wiedererwachen, das Neuspriessen eines Lebensgefühls, dem alles widerwärtig ist, was nicht der gesunden, ungehinderten regsam, durch nichts unfrei gemachten Natur den Willen läßt.

Der Name Hans Sachsens hallt in der Gegenwart wieder und wieder. Die Bühnen spielen seine Schwänke, zwar nicht so eifrig, wie es zu wünschen ist, aber sie spielen sie doch. Sogar die Freilichtbühnen, die Naturtheater versuchen es jetzt. Seit des Dichters Geburtstag zum 400. Male sich jährte, mühen sich die Praktiker großer Bühnen, den Schwänken eine Form der Aufführung zu finden, die so wirkt, daß die Lust der Zuschauer zum Verlangen wird, die Schwänke möchten sich im Spielplan wieder einbürgern. Die Freude ist immer da, wenn einmal eine Sachs-Aufführung stattfindet, aber es gibt auch Zweifler, und einer meinte vor gar nicht langer Zeit: auf das große Theater passen die Stücke nicht mehr, sie werden sich dort nicht einwurzeln, das Publikum der teuren Plätze wird nicht kommen, auf eine Wirkung ist nur im Volkstheater zu rechnen. Es wäre also verfrüht, wollte man den Frohschpül zuschütten. Es ist die alte Geschichte: das Volk, das unten in Bewegung ist, muß die alten Kulturgüter retten. Und wenn es heute sich ihnen zukehrt, so geschieht es wahrlich nicht, weil sie alt sind, nicht aus irgendeinem romantischen Interesse, das wehmütig vom schönen Gestern träumt, weil das Heute ihm graue Sorge und grimme Not mühlsteinschwer um den Hals gehängt hat; es rettet sie nur dann, wenn sie seinem Kraftgefühl etwas geben können. Wäre es anders, könnte es nur eine blutarme Dankbarkeit heißen.

Die Generationen unserer engeren Gesellschaftsgegenwart sind gequält worden mit einer Dichtung, die hohl und posenhaft war. Gegen sie erhob sich ein Fordern und ein Suchen einer Dichtung, die das Leben ursprünglich packt. Mit rebellischem Brechen sind vor einem Vierteljahrhundert junge Dichter an das Wort gegangen. Wir haben ihre Phase erlebt und Gutes, Starres, das uns weiter hilft, ist uns geblieben. Wir fühlen, daß wir es brauchen können in dieser

Zeit, in der es wieder drängt und flutet von schwächlichem und schlechtem Schriftwerk der Dichtung, in der Talmi und Scheingold sich üppig spreizen, um die Nadel aus den Taschen der Masse zu locken und aufzustapeln zu neuen großen Kapitalvermögen. Aber Blut gegen Blut! Wir wollen unterscheiden lernen, was ernst und ehrlich und was falsch und lügenhaft ist, wir wollen lernen, es auch in uns selbst auseinanderzubringen, wollen lernen zu sein, was wir im Kerne sind und sein können. Und so sind diese Jahrzehnte, die wir leben, eine Zeit des Nachprüfens alter Kulturschätze, die vernachlässigt dalagen oder ganz vergessen wurden. Ich denke an die große Arbeit, die geleistet wurde und immer aufs neue geleistet wird, die Lebenswerke unserer großen Dichter seit anderthalb Jahrhunderten an das Volk heranzubringen. Wir schauen in diesem Erbe aus nach dem, was dem Volke am

besten zugänglich sein mag, was ihm am leichtesten die Brücke zum Ganzen schlägt. Wir prüfen die Dichtung gleichsam ab auf ihren Gehalt an Volksdichtung. Wie die von jeher der Boden war, aus dem werdende Kunstichtung herborwuchs, aus dem sie zehrte, um zu genesen, um höher hinauf zu kommen, also um eigene Kraft zu sammeln, so muß sie nun auch ihre Furchen öffnen, wenn wir uns um Geistesbildung mühen. Uns soll in diesem Bemühen nicht nur der Forscher und Denker, auch der Dichter soll uns helfen. Denn Bildung ist ja nicht nur ein Anhäufen von Wissensstoff in unseren Köpfen. Dies einseitige Ziel haben wir gegen vergangene Jahrzehnte groß erweitert. Wir wollen alle unsere Kräfte und Anlagen entfalten. Denn wir wissen: der Mensch ist mit all seinen Kräften eine Einheit, in der alles wechselwirkt und sich in gegenseitigem Beeinflussen niederhält

oder erdrückt oder aber steigert. So brauchen wir die Entwicklung der Möglichkeiten unseres Empfindungslebens ebenso notwendig wie die unseres denkenden Verstandes. Je mehr wir beides ausbilden, um so mehr ordnet sich das Spiel unserer Kräfte, und das bedeutet vermehrte Festigkeit, geklärtere Selbstüberwachung, wachsende Fähigkeit, mit voller persönlicher Kraft sich für sein Ziel einzusetzen und vor allem auch Mehrung der Fähigkeit, große menschliche Aufgaben und Ziele zu erkennen. Und so rufen wir die Dichtung heran, die Kunst, die des Menschen bewährte Gefühlsbildnerin ist, all das, was als Volksdichtung wuchs, das auch zumal, was vor Zeiten in diesem Wesen gedieh; was oft ganz einfach und schlicht daherkam und doch so unendlich viel vermochte, daß das Volk es vom einzelnen Dichter aufnahm und als eigene Sprache weiterleben ließ. (Schluß folgt.)

Der Taler.

Skizze von Franz Ledermann.

Tag für Tag stand der alte Mann im schäbigen Rock am Eingang des Museums und verkaufte Ansichtskarten. Ein Holzkasten, am ledernen Riemen über die Schulter befestigt, war sein Warenlager. Darin lagen die Karten, die bunten und die schwarzen, Ansichten vom Schloß und von der Wachtparade, vom Museum und der Gemäldegalerie.

„Ansichtskarten! Stück zehn Pfennig, drei Stück fünf und zwanzig!“

Stunde für Stunde tönte sein heiserer Ruf, eintönig, wie eine ausgeleitete Melodie. An ihm vorbei flutete der Schwarm der Besucher, Einheimische und Fremde, Schulkinder in langer Prozession unter Führung ihrer Lehrer, brillengeschmückte Wädekerreisende mit ernstesten Gesichtern, Hochzeitspärchen, gleichgültig gegen ihre Umwelt. Und in die Menge hinein brach immer wieder der heisere Ruf: „Ansichtskarten! Stück zehn Pfennig, drei Stück fünf und zwanzig.“

Von Zeit zu Zeit blieb mal einer stehen und warf einen kurzen Blick in den Kasten, noch seltener entschloß sich jemand zum Kauf. Der eine Käufer kramte lange in den Karten herum, suchte und wühlte, und erwarb schließlich mit wichtiger Miene eine Karte, die sich in nichts von den übrigen unterschied, der andere nahm die erste beste und zahlte den geforderten Betrag.

An einem trübigen Novembertage kam ein junger elegant gekleideter Herr vorbei, feinen glattrasierten Gesicht nach anscheinend ein Engländer.

Bei dem Ausruf des Alten stockte er, als wenn er sich an etwas erinnerte, trat näher, nahm die nächste Karte aus dem Kasten und warf dafür einen Taler hinein. Dann eilte er in das Museum.

Der Alte hatte sich, als die große Münze in seinen Kasten rollte, unwillkürlich zusammengebeugt. Seine Augen folgten einem Augenblick dem Geldstück, das halb unter eine Karte rollte, dann wandten sich seine Blicke sofort lauern und ängstlich zur Tür, durch die der Käufer eben verschwunden war. Nach etwa einer halben Minute lies der Ausdruck der Angst nach. Nun war er beruhigt: der Fremde kehrte nicht zurück, sich das übrige Geld herausgeben zu lassen. Immerhin, war es nicht vielleicht doch sicherer, man gab für heute das Geschäft auf und ging schnell nach Hause? Freilich, es war noch früh am Tage, möglicherweise konnte noch ein anderer Käufer kommen.

Jetzt war es mindestens schon fünf Minuten her, da kam er sicher nicht mehr zurück. Und wenn schon! Wer hatte denn noch gesehen, daß

es ein Taler war? Konnte er nicht behaupten, er hätte nur einen Groschen bekommen wie sonst! Freilich einem armen Teufel, wie ihm, würde man nicht glauben, wenn ein so feiner Herr vor Gericht das Gegenteil behauptete. Auf alle Fälle war es gut, den Taler von dem übrigen Gelde zu trennen. Mit zitternden Händen zwängte er ihn in seine zerfetzte Westentasche.

Ein Taler! Ein Taler! Wie lange war es her, daß er keinen Taler besessen hatte! Den würde er natürlich seiner Alten nicht abliefern, d. h. ein Groschen davon für die Postkarte der kam ihr zu — er kicherte in sich hinein —, aber der Rest, der Rest gehörte ihm! Da könnte man sich während der kalten Tage wohl etwas Warmes gönnen, heh? — er schmalzte mit der Zunge.

Ein Taler! Wie konnte man nur einen Taler für eine Postkarte ausgeben? Wirklich ein guter, junger Herr, der einem alten Manne etwas zukommen ließ. Es gab doch noch anständige Menschen — er fühlte, wie ihm die Augen braunten. Und diesen Taler hatte er verprassen wollen! Pfui Teufel! Dafür sollte sich seine Alte einen warmen Rock für den Winter kaufen, oder, noch besser, Kohlen, viel Kohlen. Drrr, wie kalt ist es nachts in der Stube, wenn nicht geheizt ist. Freilich den ganzen langen Winter würden die Kohlen nicht reichen, aber vielleicht kam bald ein anderer guter Herr, der ihm noch einen Taler schenkte. Allerdings die guten Menschen sind dünn gefät, aber vielleicht — hier überfiel ihn wieder das Bittern — eben fiel ihm ein, gleich mußte ja der Herr aus dem Museum wieder heraustrimmen. Wie, wenn er ihm noch eine Karte abkaufte. Natürlich — er kicherte vor sich hin — der Herr würde noch eine Karte kaufen. Wer braucht denn nur eine Ansichtskarte? Grade jetzt — stellte er sich vor — fiel dem Herrn ein: „Herrje, ich muß ja noch an meine Mutter schreiben.“ Die erste Karte war natürlich nicht für die Mutter, die war für ganz jemand anderes, hih, hih — er hustete —, man kennt ja die vornehmen Herren. Ja, so würde es sein. „Ich werde mir noch eine Karte kaufen,“ würde der junge Herr dann weiter denken, „draußen bei dem alten Manne, bei dem armen, alten Manne,“ — hier wurden ihm wieder die Augen feucht — „der Mann kann das Geld gebrauchen. Ich werde ihm wieder einen Taler geben.“

Wie gut sind doch die Reichen! Gut? Ist der wirklich gut? Pah! Was macht solchem Menschen ein Taler! Hundert hat er vielleicht in der Tasche und jeden Tag verdient er ebensoviel.

Verdient? Pah! Pah! Faulenzen tun sie den ganzen Tag; auf unsere Rechnung, jawohl auf unsere Rechnung. — Der Gedanke berauschte ihn; er wiederholte die Worte mehrere Male. Auf unsere Rechnung! Und wir? Wie die Hunde können wir verreden, von ihnen aus. Er war ein armer, alter Mann — er fühlte, wie ihm wieder die Tränen kamen — Tag für Tag stand er hier an der zugigen Ecke, krumm vor Gicht, und seine arme kranke Frau . . . Aber nur nicht so übermütig, ihr Herren — er knirschte mit den Zähnen — vielleicht kommt es eines Tages anders, wenn . . .

Was war das? Hatte nicht die Tür geknarrt? Wenn der Herr zurückkäme! Aber nein, es war ja noch zu früh. Kaum zehn Minuten konnte es her sein und solch ein feiner Herr kann so lange im Museum bleiben, wie er will. Da sind nicht gleich die Diener hinterher, wenn er sich mal setzt. Freilich was interessieren solchen feinen Herrn die Sachen im Museum? Der denkt schon an sein gutes Mittagessen!

Nein es muß schon länger her sein, jeden Augenblick kann er kommen. Ob er auch nicht vergißt sich noch eine Karte zu kaufen? Im Museum drin hat er sich's vorgenommen — davon war er fest überzeugt —, aber solch reicher Herr hat so viel zu denken, und vielleicht war die erste Karte wirklich schon für seine Mutter bestimmt.

Für alle Fälle, man mußte ihn aufmerksam machen. Er würde ganz nahe an das Portal herangehen — ein Schuhmann war nicht in der Nähe; er schielte nach rechts und links. — Vielleicht war es auch gut, eine recht schöne Karte bei der Hand zu haben — er wühlte mit zitternden Händen in dem staubigen Kasten.

Ein neues Bedenken: Wenn der Herr nun grade nach der anderen Seite sah? Gewiß, er würde besonders laut rufen, aber wenn der andere nun nicht Deutsch verstand? Was dann? Ihn am Mantel zu zupfen, natürlich ganz leise, ob man das riskierte?

Was war das? Mirkte nicht wieder die Tür? Das ist er! Wird er kaufen?

Der Alte zittert am ganzen Körper. Er will rufen, bringt aber nur einen Würgelaut hervor. Der Fremde tritt aus dem Portal. Seine Blicke schweifen nach rechts und links, wie wenn er sich nach einer Fahrgelegenheit umsieht, als seine Augen flüchtig die Gestalt des alten Mannes streifen, scheint er sich an etwas zu erinnern und seine Hand streicht mechanisch in die Manteltasche. Dann geht er schnellen Schrittes die Straße herauf . . .

Die Bildnismalerei ist eine Kunst für sich. Freilich ist es nicht einerlei, von wem man sich porträtieren läßt. Der Nur-Routinier wird niemals etwas mit einem Menschen von starkem Innenleben anzufangen wissen. Umgekehrt wird ein in erster Linie auf das Innerliche, Seelische bedachter Künstler einem oberflächlichen Menschen, einem Blender nie gerecht werden. Und zwar deshalb nicht, weil er ein Innenleben nicht findet und das rein Äußerliche ihn wenig rührt.

Unter den Porträtmalern der Gegenwart nimmt der in Hannover lebende Georg Tromnier einen beachtenswerten Platz ein. Eines seiner bekanntesten Werke, das nicht nur künstlerisch, sondern auch durch das Sujet interessierte, ist das Porträt Richard Dehmels, das vor einigen Jahren entstand. Neuerdings war es Tromnier vergönnt, eine im Sujet und künstlerisch gleich interessante Aufgabe zu lösen: er malte August Bebel. Alles eingangs von einem guten Porträt Ge-

horliebe für das rein Seelische läßt die Luft nach Farbenorgien in ihm nicht zu sehr aufkommen. Die Art aber, wie er dennoch seine Palette in der Hinsicht aufhellte, war seinem Kunstschaffen günstig, wie das die Bilder von Dehmel und Bebel zeigen.

Nun zu Bebel's Porträt, dessen Reproduktion hier gezeigt wird. Tromnier sagte Bebel nicht nur als den leidenschaftlichen Parteimann auf. Er trat ihm menschlich näher; er sah in erster Linie den Menschen. Bebel in all seiner persönlichen Freundlichkeit, seinem rührenden Familieninn und seiner Menschenliebe. Denn in diesen Eigenschaften wurzelt doch im Grunde der Politiker. Aus ihnen entspringt seine Weltanschauung, mittels welcher er sich kraft seines Temperamentes, seiner beweglichen Leidenschaft zum Führer jener Bewegung, zur geistigen und damit sozialen Vorketerrolle des Volkes aufschwang. Wir sehen hier den großen Führer der Sozialdemokratie in einfacher,

zu verwandeln, ihn zu trocknen, und seine Arbeitsfähigkeit zu steigern. Bei den Kolbendampfmaschinen ist der Ueberhitzung eine engere Grenze gesetzt als in der Turbine, weil das zum Schmieren der Pleistellen notwendige Öl in zu heftiger Wärme zerstört wird. Man ist somit auf eine Temperatursteigerung bis 320 Grad gelangt. Für Dampfturbinen, wo ja keine Innenbeschmierung existiert, kann man sie unter sonst gleichen Verhältnissen höher wählen, doch dürfte man in der Praxis auch bei 400 Grad haltmachen. Die tatsächlich erreichbare Grenze ist allerdings 600 Grad. Da eine Dampfturbine nun im Bau einfacher ist, wenn man Dampf von niedrigerem Druck anwendet, der Betrieb andererseits mit Ueberhitzung an Wirtschaftlichkeit gewinnt, hat man in einem neueren Turbinensystem diese beiden Dinge vereint. Es ist so konstruiert, daß eine Dampfspannung von 1/2 Atmosphäre genügt, die Maschinen ertragen aber Dampf-



Kinder auf dem Spielplatz des von den Harburger Genossen kürzlich eröffneten, 100 000 Quadratmeter umfassenden Parks „Volkswohn“.

sagte trifft auch auf das Bebelbild zu. Hier ist die Harmonie zwischen dem Wesen des Porträtierten und der Kunstauffassung des Malers so rein, daß man sich nichts Besseres wünschen kann. Unser Künstler veranschaulichte das Innerliche der von ihm Gemalten. Er brachte vor Jahren eigentlich nur die Köpfe. Alles Uebrige war ihm Nebensache. Kleidung und sonstiges Beiwerk verschwand in dem meist indifferenten Hintergrund, und nur der Kopf dominierte. Die Art aber, wie Tromnier seine Sujets auffasste, fesselte stets. Man war interessiert, auch wenn man das Original nicht kannte. Jedes Bild wußte etwas zu erzählen: Nicht an irgendeine zufällige Pose klammerte er sich. Er erfaßte seine Aufgabe in ihrer ganzen Größe. Er suchte in der Seele der zu Malenden zu lesen. Er trachtete danach, den Wesensgrundton seines Modells herauszuhören: das eigentlich Charakteristische. So schuf er Bilder, die zu dem Beschauer sprechen.

Seit einigen Jahren macht sich in der Malerei eine Sehnsucht nach Farben bemerkbar. Unsere ganz Modernen schwelgen in den stärksten Tönen. Auch Tromnier trieb es in dieses Fahrwasser. Er kam merkwürdig aus seinem Farbenindifferentismus heraus. Wenigstens soweit ihm dies überhaupt möglich ist. Es kann schließlich niemand aus seiner Haut. Die

anspruchsvolle Pose. Freundlichkeit und Güte sprechen aus den Zügen. Dann aber zeigen die Augen haarscharf den sprühenden, heute noch jugendlichen Geist, das Temperament, die Leidenschaft und jene gewisse Dosis Fanatismus, die nötig ist, um etwas Großes zu vollbringen. Die Arbeit wird ein Kunstwerk von dauerndem Werte bleiben, das kommenden Generationen vieles zu sagen haben wird.

Wir bringen noch zwei andere Reproduktionen nach Gemälden Tromniers: das reizende Kinderbild „Mirjam“ und eine Landschaft „Die weiße Tür“. o. s.

Die Kolbendampfmaschine. Die Anwendung des überhitzten Dampfes zum Betrieb der verschiedensten stationären Dampfmaschinen hat neuerdings gute Fortschritte gemacht. Dazu trug, soweit es sich um die ortsfesten Anlagen handelt, die lebhafte Benutzung der Dampfturbinen wesentlich bei. Das Prinzip der Ueberhitzung besteht bekanntlich darin, daß man den vom Kessel erzeugten Dampf noch einmal durch ein Rohrsystem schickt, das von den heißen Feuer gasen umspült wird. Infolgedessen wird die Temperatur des Dampfes, die unter 10 Atmosphären Druck beispielsweise 185 Grad beträgt, um ungefähr 100 Grad erhöht. Der Zweck ist, das bei lebhafter Verdampfung im Kessel mitgerissene Wasser in Dampf

temperaturen von 450 Grad. Nur durch solche intensive Ueberhitzung unter gleichzeitiger Hilfe eines guten Kondensators wird der Betrieb praktisch möglich. Der Vorteil ergibt sich aus der Möglichkeit, einen überall aufstellbaren Niederdruckkessel zur Kraft-erzeugung heranzuziehen, der eine Kolbendampfmaschine schwerlich rentabel versorgen könnte.

Die graziose Formenprache Watteau'scher Gemälde behandelte vor einigen Wochen in diesen Blättern ein illustrierter Artikel, der sich in sachgemäßer und eingehend-ausführlicher Weise mit der Kunst dieses Meisters beschäftigte. Jetzt liegt nun auf dem deutschen Büchermarkt ein umfassendes und kunsthistorisch ernst zu nehmendes Werk über Watteau vor. Dr. E. S. Zimmermann hat die Herausgabe des stattlichen, 182 Abbildungen zählenden Bandes besorgt, der als 21. Band der „Klassiker der Kunst“ bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (Preis geb. 8 Mk.) erschienen ist. Ueber Watteaus Leben und Kunst gibt ein Inappes, doch gut informierendes Wortwort Belehrung. Die beigegebenen Bilder sind mit feinem Verständnis für die Eigenart des Meisters ausgesucht; vielfach sind es nur Ausschnitte aus größeren Gemälden. Druck und Ausstattung leisten auch in diesem Bande wieder das Bestmögliche.